

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

18

Von A. Ranc.

In's Deutsche übertragen von Marie Runert.

Seit bald fünf Monaten wurden nächtlicherweise Diebstähle von außerordentlicher Kühnheit begangen. Es verging keine Woche, ohne daß ein Einbruch geschah. Die Diebe hatten die Dreistigkeit gehabt, sich sogar an die Kasse des General-Zahlmeisters zu wagen und waren nicht einmal vor dem Bellen eines riesigen Cevennenhundes, der im Bureau schlief, entflohen. Am anderen Morgen hatte man die Eisenblechplatte, welche das Fenster schützte, von äußerst geschickter Hand durchsägt gefunden. Es war eine Arbeit, die nur von einem gewandten Arbeiter oder einem Einbrecher von Beruf herrühren konnte. Eine wahre Panik herrschte in der Stadt; man verriegelte die Thüren dreifach, die Kaufleute schloßen in ihren Läden, die Dienstmoten standen zwei- oder dreimal des Nachts auf, um die Kunde zu machen, und waren schon vollständig erschöpft. Die Diebstähle nahmen dabei ihren Fortgang, und die Diebe waren unfaßbar.

Der Polizeikommissar Galerne setzte den Behörden vergebens auseinander, daß es bei der kleinen Zahl von Beamten, über die er verfügte, schwierig, um nicht zu sagen unmöglich wäre, eine ernstliche Ueberwachung einzurichten; man häufte darum die Berantwortung für das Uebel nicht weniger auf ihn, und er fürchtete sehr, beim ersten Anlaß, der sich bot, abgesetzt zu werden.

Man begreift jetzt seine Unentschlossenheit. Wenn er Herrn Pavie in das Gefängnisregister einschrieb und dieser Pavie ein ehrfamer Bürger war, wie würde er es bereuen! Andererseits, wenn Pavie einer der Männer war, welche Drault suchte, oder wenn er vielleicht zu der Bande von Dieben gehörte, welche die Stadt ausplünderten, welch' Gespött dann, wenn Galerne ihn entwichen ließ!

Nachdem er alles wohl erwogen hatte, entschloß Galerne sich für das Gefängnis und führte Mèhu selbst nach der „Heimführung“. Es war neun Uhr abends und alles schon zu Bett; der ehrliche Descoffes murkte sehr wegen der Störung. Nichts desto weniger wurde er sehr liebenswürdig, als er sah, daß sein neuer Pensionär gut gekleidet war und im Besitz einer wohlgefüllten Börse zu sein schien. Er schritt unverzüglich zu den Formalitäten der Aufnahme, schrieb das Signalement Mèhu's auf und maß ihn. Darauf nahm er ihm gewandt die Uhr, die Verloques und das Geld ab.

„Es ist in Ihrem Interesse, mein lieber Herr,“ sagte er. „Es giebt so schlechte Menschen, die sich kein Gewissen daraus machen würden, sogar einen armen Gefangenen zu bestehlen. Man wird Ihnen morgen, wenn Sie das Gefängnis verlassen, alles wiedergeben, denn ich hoffe, daß ich Sie nicht lange beherbergen werde; Sie sind zweifellos das Opfer eines Irrthums, der bald erkannt werden wird; man sieht dem Herrn sofort an, mit wem man es zu thun hat. Ich brauche Sie wohl nicht zu fragen, ob Sie eine gute Zelle haben wollen. Ja? Ich habe Zimmer für zehn Sous und andere für einen Frank. In der ersten Nacht kostet es dreißig Sous wegen der frischen Bettwäsche.“

„Also, ein Zimmer zu dreißig Sous, Herr Aufseher, und wie wird hier das Essen geregelt?“

„Ganz wie Sie wollen, mein Herr. Wenn Sie es wünschen, können Sie dieselbe Küche wie im Hotel des Trois-Biliers haben. Bevor meine Frau Madame Descoffes wurde, war sie Köchin bei dem Herrn Bischof.“

„Sehr gut. Führen Sie mich also in mein Zimmer, Herr Aufseher, und bringen Sie mir eine Flasche Guten.“

„Das ist gegen die Vorschrift, Herr. Indes, weil es das erste Mal ist, und um es Ihnen nicht abzuschlagen, werde ich es übernehmen, Sie zu bedienen; aber Sie müssen es geheim halten. Man soll den Gefangenen zu so ungewöhnlicher Stunde keinen Wein geben.“

„Ein letztes Wort noch, Herr Aufseher. Giebt es unter Ihren Gefangenen wohl einige Leute, mit denen man verkehren könnte?“

„Wie denn nicht, mein Herr! Wir haben hier zwei

Politische, Herrn Pierre Kochereuil und den Herrn Abbé Georget, die wahrhaft gelehrte und überhaupt seine Leute sind. Sie werden sie morgen Mittag, wenn das Wetter schön ist, auf dem Hofe sehen.“

„Um so besser; guten Abend, Herr Aufseher. Noch ein Glas Wein und guten Abend. Ich werde den Schlaf der Unschuld schlafen.“

„Ich zweifle nicht daran, mein Herr, glauben Sie, daß ich nicht daran zweifle.“

Nichts wahr dem ehrenwerthen Descoffes unangenehmer, als die beleidigende Benennung „Herr Aufseher“, und gewöhnlich litt er nicht, daß man sie ihm gegenüber anwandte. Aber Herrn Pavie gegenüber hatte er es für passend gehalten, nachsichtig zu sein. Erstens hatte der Ankömmling ihm ein Glas Wein angeboten, eine Höflichkeit, die Descoffes zurückzuweisen nicht im Stande war; jodann machten die zwanzig Napoleons, die in der Kanzlei deponirt waren, den Herrn Ober-Inspektor geschmeidig wie einen Handschuh. Wenn diese glänzenden Goldstücke in den Kochtöpfen der Frau Descoffes geschmolzen waren, ließ man sich, wenn keine anderen nachfolgten, nicht mehr „Herr Aufseher“ nennen. Denn Descoffes rechnete darauf, seinen Pensionär einige Zeit zu behalten. Eine lange Praxis in den Gefängnissen des Kaiserreichs hatte ihn gelehrt, daß es viel leichter war, hinein, als hinaus zu kommen.

X.

Am andern Morgen früh trat Descoffes am Ende seiner ersten Kunde bei Kochereuil ein, um seine Aufträge entgegen zu nehmen und ein wenig mit ihm zu plaudern, wie ihm dies von Drault und dem Unterpräfekten Bourgnon, der speziell mit der Aufsicht der Gefängnisse betraut war, empfohlen worden war. Abendlich richtete er an Bourgnon einen Bericht, und dieser Bericht schloß unabänderlich mit der Bemerkung, daß der Gefangene Kochereuil nichts gesagt hätte, was der Mühe verlohnte, zu Papier gebracht zu werden.

An diesem Tage empfing Kochereuil den Oberinspektor mit offener Miene.

„Sie kommen gerade recht, Herr Descoffes“, sagte er, „ich habe Sie um die Vergünstigung einer Unterredung zu bitten.“

„Zu Diensten, Herr Kochereuil.“

„Nun, dann nehmen Sie einen Stuhl, denn es wird ein wenig lange dauern.“

Descoffes war sichtlich gespannt.

„Herr Descoffes, leihen Sie mir Ihre ernste Aufmerksamkeit,“ fuhr Kochereuil fort. „Sie wissen, daß die Polizei sich nicht nur sehr angelegentlich mit mir, sondern auch mit denjenigen meiner Freunde beschäftigt, welche frei geblieben sind, und selbst mit den Mitgliedern meiner Familie. Sie werden es also, denke ich, ganz natürlich finden, daß, da die Polizei sich um uns kümmert, wir unsererseits uns um die Polizei kümmern. Man überwacht uns. Wir überwachen ebenfalls, kurz um wir spielen, frei heraus gesagt, ein wenig Kontrepolizei.“

„Aber, Herr Kochereuil, Sie sagen mir da Dinge . . . Bedenken Sie doch, wenn ich nicht ein ehrlicher Mann wäre und wenn ich nicht so viel Achtung vor Ihnen hätte, könnte ich es ja weiter sagen.“

„Nein, Herr Descoffes, nein, Sie werden es nicht weiter sagen; ich kenne Sie und weiß, daß Sie dessen nicht fähig sind . . . Aber wollen Sie mich, bitte, nicht unterbrechen, sonst kommen wir nicht zu Ende. Sie werden sehen, daß ich Ihnen interessantes zu sagen weiß. Es ist also jetzt zwei Monate her, als einer meiner Freunde, der in der Rue des Grandes-Ecoles wohnt, um Mitternacht Stimmen auf der Straße zu hören glaubte. Er stand auf, näherte sich dem Fenster, und sah durch die Scheiben trotz der Dunkelheit sehr deutlich, wie vier Männer über die Mauer stiegen. Diese vier Männer blieben gerade dem Zimmer meines Freundes gegenüber vor dem Bijouterieladen der Gebrüder Gorini stehen. Dort beriethen sie einen Augenblick, dann gingen sie schleichend wie die Wölfe auf der Seite der Place d'Armes weiter. Unser Freund sagte sich, daß diese vier Kerle zweifellos Polizeiagenten seien. Er zog eine Hofe an, schlüpfte in ein Paar Tuchpantoffel, die ausgezeichnet waren, und beim Gehen nicht gehört zu werden und folgte der Spur. Es schien ihm, daß die vier Männer, als er ihnen nachging, ihre Vorsicht verdoppelten, wahrscheinlich um nächtliches Gefindel oder die Spigebuben,

Euphrasie Lodoine Gandillot, geb. Lechat,
Geb. zu Coulommiers am 20. April 1848.
Gest. in Paris am 8. Februar 1893.

Erwarte mich!

Frau Boucheron mußte bei dem frischen Hügel vorbei, und unwillkürlich machte sie eine leichte Verbeugung gegen den Leidtragenden, der den Gruß artig erwiderte.

Ein eigenthümliches Zusammentreffen! Auch Herr Gandillot kam jeden Sonnabend Morgen an das Grab seiner Frau, genau zur selben Stunde, da Frau Boucheron den Hügel des verstorbenen Gatten schmückte. Der jungen Wittwe entging es nicht, daß Herr Gandillot ein stattlicher Mann von einigen dreißig Jahren war. Er seinerseits schien nicht ohne Interesse die hübsche junge Frau zu beobachten, die das Andenken des verstorbenen Gatten so treu in Ehren hielt. Jedemal grüßten sich die beiden, und in dem Gruße lag die Theilnahme des einen für den Schmerz des anderen. Gesprochen hatten sie einander noch nicht.

Eines Sonnabends jedoch hatte Frau Boucheron ihre Gießkanne vergessen und bat Herrn Gandillot um die feine. Daraus entstand dann eine gewisse Nachbarschaft; kleine Dienstleistungen, Rathschläge über die Pflege der Blumen, die man in die Urnen steckte oder auch Adressen von Geschäften, wo Grabkränze gut und billig zu haben waren, wurden ausgetauscht, und die so entstehenden kleinen Unterhaltungen wurden bald die Veranlassung, daß die Verstorbenen sich länger und immer länger der Gegenwart der beiden Lebenden an den Gräbern zu erfreuen hatten.

Eines Tages waren beide genau zur selben Zeit gekommen und insolgedessen auch zur selben Zeit fertig. Gelesen Kopfes schritten sie zusammen dem Ausgange zu und sprachen über den traurigen Verlust, den sie erlitten. An der Pforte trennten sie sich, und ohne daß sie einander vorgestellt waren, Klang es herüber und hinüber:

„Adieu, Herr Gandillot!“

„Auf Wiedersehen, Frau Boucheron!“

Drei Wochen später hieß es:

„Auf nächsten Sonnabend, Frau Boucheron!“

„Ja, auf Sonnabend, Herr Gandillot.“

Eines Sonnabends schien die Sonne in voller Pracht. Die Vögel schmetterten ohne jede Rücksichtnahme auf diese Stätte der Todten ihre fröhlichsten Lieder und spielten flatternd zwischen und hinter den Gräbern Versteck. Ueber dem ernstern Ort der Ruhe lag es wie ein Hauch von Jugend und Freude.

An diesem Tage hatte Herr Gandillot sich von Frau Boucheron den Spaten geliehen — diesmal war er der Vergeltliche gewesen — und nun lehnte er an dem Gitter, das den Hügel des seligen Onesyms umgab und plauderte mit ihr.

Seit wann sie Wittwe sei? Woran ihr Mann gestorben? Ob sie Kinder habe? — Es war eine ganze Fülle von Fragen, die sicherlich indiscret gewesen wären, wenn die beiden Trauernden sich nicht schon so oft gesehen hätten, und sich nicht dadurch gleichsam ein kameradschaftliches Verhältniß wie zwischen Leidensgefährten gebildet hätte.

„Ach,“ seufzte die junge Wittwe, „das Leben ist nicht sanft mit mir umgegangen — drei Jahre war ich verheirathet, nun bin ich schon mit 24 Jahren allein. — kein Kind, das mich trösten und erheitern könnte! — Armer Onesyme.“

„Sie haben gewiß Ihren Mann sehr gern gehabt!“

„O gewiß, Herr Gandillot — ich habe es erst so recht gemerkt, als ich ihn verloren hatte. Als wir noch zusammen waren, da waren wir nicht immer einer Ansicht. Er war eben viel älter als ich. . . Unser Geschmach ging oft sehr auseinander — es ist ja auch erklärlich. Der Unterschied der Jahre war so bedeutend! Denken Sie nur! 23 Jahre war er älter als ich. . . Aber seit er mich verlassen hat, mein treuester und bester Freund, weiß ich erst, wie sehr er mir fehlt! Ich kann mich z. B. absolut nicht daran gewöhnen, allein auszugehen. . . eine alleinstehende Frau ist so vielem ausgelegt! — Denken Sie mir, neulich — aber nein, ich kann Ihnen das nicht erzählen. Wie gesagt, es ist für eine junge Frau traurig, niemand zu haben, bei dem sie Schutz findet! — Doch, erzählen Sie mir von sich selbst! — Sie haben Ihre Frau auch sehr geliebt?“

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— „Die Würde der Hausfrau.“ In einem Nachruf, den Emile Blavet, der Pariser Plauderer, dem nummehr geschlossenen Salon des Malers Munkach widmet, erzählt er nachstehende lustige Anekdote über Christine Nilsson. Zur Zeit, da Blavet seine Thätigkeit als Chroniqueur beim „Figaro“ begann, wurde er zu einem Feste bei einem „prince de la finance“ geladen. Besagter Millionär hatte vor kurzem eine Frau heimgesührt, die eine mehr als bewegte Vergangenheit hinter sich hatte, und die nummehr mit ihrem Prinze ihre ehemaligen Kameradinnen verblüffen wollte. Die Einladungen waren zu hunderten an der Börse vertheilt und vielfach auch angenommen, da für den Empfangsabend ein wahrhaft glänzendes Programm in Aussicht gestellt worden war. Christine Nilsson hatte sich erst nach langem Zureden dazu bewegen lassen, für ein Honorar von 3000 Fr. bei der Dame zu singen. Christine sang denn auch, und alle Anwesenden überschütteten sie

über die sich die braven Bürger von Poitiers in diesem Jahre so sehr beklagen, um so sicherer zu überraschen. Bei jedem Schritt drehten sie sich um und sahen, ob sie nicht beobachtet würden. So ist es doch, nicht wahr, Herr Descoffes? Aber unser Freund ist listig wie ein guter Jäger; er weiß, wie man an das Wild heranschleicht, und dieses Mal merkte das Wild es nicht. Auf der Place d'Armes trennte sich einer der vermeintlichen Agenten von den übrigen und ging auf die Herberge du Plat-d'Etain zu; aber er kam sogleich wieder. Dann gingen die vier durch die Rue de la Mairie, die Rue Saint-François, die Place Saint-Didier, die Rue de la Regratterie, die Place du Marché, die Rue de la Tête noire, die Rue des Flageoles und kamen endlich auf dem Prangerplatz an. Dort blieben sie vor dem Hause des Registrators stehen, und einer rüttelte sogar am Schloß, zweifellos um sich zu vergewissern, daß es im Stande war, den Brecheisen und Meißeln der Diebe zu widerstehen. Das Schloß war gut, und sie setzten ihren Weg fort. Sie stiegen wieder in die Stadt hinauf durch die Rue de la Prévôté, die Place des Petits-Jesuites, die Place Saint-Didier, die Rue de la Mairie, die Rue Saint-Porchaire; aber unstatk sich wieder nach der Place d'Armes zu wenden, bogen sie in die Rue des Basses-Treilles ein und erreichten die „Heimsuchung“.

Herrn Descoffes rann der Schweiß in großen Tropfen herunter.

„Ganz dicht, ganz dicht am Gefängniß angekommen, fuhr Hochereuil fort, „verschwanden sie, und unser Freund konnte niemals begreifen, wo sie geblieben waren. Gesehen Sie doch, Herr Descoffes, daß er für jemand, der nicht seinen Beruf daraus macht, nicht allzu ungeschickt gewesen war.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Unvergängliche Trauer.

Von S. du Pleffac.

(Autorisirte Uebersetzung.)

Mit peinlicher Regelmäßigkeit kam Frau Boucheron jeden Sonnabend zwischen 9 und 10 Uhr auf den Kirchhof. In strenger Trauerkleidung, den Kreppschleier vor dem Gesicht, schritt sie daher, in der einen Hand ein Deckelkörnchen, in der anderen einen Zimmortellenkranz. Langsam, fast feierlich ging sie durch die Ailee, aber trotz des gemessenen Tempos, konnte man doch an jeder ihrer Bewegungen merken, daß sie noch recht jung war. Kaum einmal schweiften ihre Augen nach rechts oder links zu den Grabmonumenten, bis sie endlich an einem Hügel Halt machte, der mit einem glatten weißen Stein und einer Urne aus imitirter Bronze geschmückt war. Auf dem Stein stand folgende Inschrift:

Onesyme Boucheron,
Schlossermeister.

Geb. zu Paris den 15. XII. 1845.

Gest. daselbst am 17. IX. 1892.

Dann waren zwei Reihen frei geblieben und darunter stand:

„Unvergängliche Trauer!“

Diese beiden unausgefüllten Reihen waren Frau Boucheron eine große Sorge. Sie wollte darauf etwas ganz besonderes Gefühlvolles anbringen lassen, etwas, was für ihren verstorbenen Mann ein Lob und zugleich ein Ausdruck tiefen Schmerzes sein sollte. Bis jetzt hatte sie aber nichts Passendes gefunden, und der Steinmetz wartete noch immer auf ihren Auftrag.

Wenn Frau Boucheron an dem Hügel angelangt war, kniete sie nieder und verharrete einen Augenblick in stiller Andacht, dann hob sie den Kreppschleier und ließ ein rosiges jugendliches Gesicht sehen, das im Verein mit den lichtblonden Haaren einen seltsamen Kontrast zu der schwarzen Wittwenschnecke bildeten. Aus ihrem Körbchen holte sie eine kleine Harle, ein Kinderstippchen und eine zierliche Gießkanne und fing an das Grab in Ordnung zu bringen. Darnach nahm sie mit einem Seufzer den Kranz ab, der in der verfloffenen Woche dort gelegen hatte und durch Wind, Regen oder auch durch die Vögel stark mitgenommen worden war und legte an seinen Platz den mitgebrachten neuen. Dann zog sie den Schleier wieder über das Gesicht und ging, diesmal durch die Seitengänge, dem Ausgangsthore zu.

Seit fünf Monaten pflegte sie auf diese Weise das Andenken an den Verstorbenen. Da bemerkte sie eines Sonnabends, daß die dritte Grabstelle zur linken Hand von dem Grabe ihres Gatten nicht mehr frei war. Die frisch ausgeworfene Erde verrieth, daß es erst kürzlich belegt worden war. Auf dem Hügel besand sich, jedenfalls nur provisorisch, ein einfaches Holzkreuz, und neben diesem stand in tiefen Schmerz versunken, ein Herr.

Unwillkürlich empfand Frau Boucheron für den Einsamen ein tiefes Mitgefühl, denn sie wußte, was es heißt, einen geliebten Todten betrauern. In der nächsten Woche war der Hügel mit einem schönen weißen Stein und einer imitirten Bronze-Urne geschmückt, genau so wie das andere Grab. Auf dem Stein war folgende Inschrift zu lesen:

fröhmlich mit enthusiastischen Komplimenten. Nur die Hausfrau rührte sich nicht von ihrem Sesselfuß und winkte Blavet zu sich heran. „Mein lieber Herr,“ sagte sie, „in Ihrer Eigenschaft als erfahrener Weltmann klären Sie mich, ich bitte, darüber auf, ob meine Würde als Hausfrau es gestattet, einige Lobesworte an Frau Nilsson zu richten.“ Blavet wollte sich einen Spaß machen, schien eine Weile nachzudenken und meinte dann mit der unschuldigsten Miene von der Welt: „Alles wohl überlegt, Madame, können Sie, ohne sich etwas von Ihrer Würde zu vergeben, einer großen Künstlerin die Hand reichen.“ — „Oh, die Hand geben, das wäre übertrieben. Führen Sie sie aber zu mir her, und ich werde ihr die Ehre erweisen, ihr zu sagen, daß sie für meine dreitausend Frants sehr gut gesungen hat.“ Der Journalist bewahrte seinen Ernst mit aller Mühe, ging auf Christine Nilsson los, die von Bewunderern umschwärmt war, und brachte sie zu der prohigigen Dame, indem er die Sängerin mit folgenden Worten vorstellte: „Madame will Ihnen dafür danken, daß Sie ihr für ihre 150 Louisdors Geringeres geleistet haben.“ — „Madame irrt sich,“ gab die Nilsson mit stolzer Verachtung zurück, „wir sind noch nicht quitt . . . Ich habe erst zwei Stücke gesungen . . . Ich schulde noch ein drittes . . . und ich bezahle pünktlich.“ Christine Nilsson lehnte der Hausfrau den Rücken, schritt auf das Klavier los und bezahlte ihre Rechnung reichlich. —

— Eine elektrische Fernschreibmaschine hat der Ingenieur Hoffmann erfunden und dieser Tage in Berlin vorgeführt. Die Fernschreibmaschine gleicht im allgemeinen einer Schreibmaschine mit ihren den einzelnen Buchstaben gewidmeten Tasten. Die Maschine liefert aber nicht nur dem Schreiber selbst eine in Antiqua-Druckbuchstaben hergestellte Fälschung seiner Gedanken, sondern auch eine völlig identische Niederschrift dem beliebig weit entfernten, mit einem gleichen Apparat versehenen Adressaten — vorausgesetzt, daß dieser mit dem Schreiber durch einen Draht verbunden ist, der die in elektrischen Strom übersehten Schriftzeichen weiter befördert. Versuche im Betriebe der Pfälzischen Eisenbahnen in Ludwigshafen am Rhein haben ergeben, daß die Fernsprechleitung zu dieser Beförderung verwendet werden, also zugleich zum Fernsprechen und Fernschreiben dienen kann. Von der Reichs-Postverwaltung sind bereits einige dieser Apparate probeweise in Dienst gestellt worden. Der Erfinder hat acht Jahre auf das Problem verwandt, ehe es ihm gelang, seine Idee zu verwirklichen. —

Literarisches.

— Für Detlev von Liliencron sind bis jetzt im Ganzen 4450 M. eingegangen, ein Betrag, der — wie das Sammelmittee mittheilt — „nicht einmal zur Tilgung aller Schulden des Dichters hinreichte“. Da wurde also in Wirklichkeit für die Herren Gläubiger gesammelt. Der Dichter hat die Demüthigung und kann sich den Mund wischen. So etwas war auch noch nicht da im lieben Deutschland. Zum kapitalistischen Proletariat paßt aber dieser Zug ganz vortrefflich. —

— Eine Bibliothek der auf dem Index stehenden Werke. In Florenz beschästigt man sich mit dem Gedanken, eine Bibliothek zu gründen, die alle vom römischen Index verbotenen Werke enthalten soll. Den Anlaß dazu gab die bevorstehende Hundertjahrfeier des Geburtstages des größten italienischen Lyrikers unseres Jahrhunderts, Giacomo Leopardi, dessen Werke von der römischen Inquisition natürlich auch auf den Index gesetzt worden sind, wie die hervorragendsten Geisteswerke aller Jahrhunderte. Von der italienischen Monatschrift „Nuova Antologia“, ist der Gedanke dieser Bibliotheks-Gründung aufgegriffen worden. „Welche große, erhabene Bibliothek,“ heißt es in der jüngsten Nummer der „Nuova Antologia“, „welch ein Denkmal für die gegen geistliche Reaktion und Vergewaltigung ankämpfenden Künste und Wissenschaften ließe sich nicht an der Hand des Index errichten, in dem sich die gesammte Geschichte der Verfolgungen des Menschengesistes zusammengebrängt findet. Keine große Kühnheit, kein genialer Forschungsblick in die Geheimnisse der moralischen Welt und der Natur, keine ehrliche Rebellion des Geistes gegen geistlichen Zwang ist der römischen Inquisition entgangen. Man kann sagen, daß sich der Geist der Reaktion Jahrhunderte hindurch abgemüht hat, den Katalog der schändlichen Bibliothek zu bilden, die das freie Italien als eine Huldigung für das Genie gründen kann.“ —

Musik.

— Königl. Opernhaus. Herrn Morwiz, dem Leiter der heurigen Sommer-Oper im Westen-(Goethe-) Theater, hat der für die Oberflächlichkeit maßgebende äußere Bärmerfolg der Oper „A basso porto“ („Am unteren Hafen“) von Spinelli eine volle Kasse und den Ruf eines Direktors von sündiger Initiative gebracht. Gebildete Musiker und geschmacklichere Leute fanden die Handlung mit ihrer Zuhilfenahme der ältesten italienischen Dolch- und Rache- Psychologie zum Größten läppisch und waren über die Herabgekommenheit unserer Ansprüche erstaunt, welche eine wirkliche Melodie und einige ariose Trivialitäten für ein Meer instrumentaler und volaler Brutalitäten zu entschädigen vermochten. Aber jener unsagbare Zwang, welcher selbst den Unsinn und die Widerwärtigkeit dem Urtheil der Allgemeinheit aufdrängt, hatte seinen gewichtigen Schutz dem Werke des Jung-Italiens angedeihen lassen, und so mußte man „a basso porto“ gehört haben. Jenes Berlin, welches im Sommer an der See, im Gebirge nichts von neulitalienischem Opernverismo wissen mag, hat nun Gelegenheit, die

musikalische Sensation der Ferien im Rahmen des königlichen Opernhauses zu hören und als solchen zu sanktionieren. Nun die Ueberschätzung eines halben Misserfolges berührte uns wie eine freundliche Verköhnung mit jenem Publikum, dessen Urtheils-Unfehlbarkeit dunkel so oft schon durch die Folge im günstigen oder negativen Sinne beschämt worden. Man fühle in diesen rache- und verrathgeschwängerten Vorgängen, in denen angeblich die leidenschaftliche Volkseele des Neapolitaners pulsiren soll, nicht das schöpferische Walten einer dichterischen Kraft, und selbst von der einzigen wahrhaft tragischen Figur des Stückes, von der Mutter Maria, ließ sich der Schatten langweiliger Nüchternheit und erdrückender Sentimentalität nicht verschonen. Es ist eine Tragikomödie, deren Gestalten das Kostüm und die Pose einer grotesk feierlichen Patheität nicht einen Augenblick ablegen. Der erste Akt, aus welchem nur ein selbstsam aufgebantes Quintett wie eine originelle Kühnheit hervorsticht, verlagte auch musikalisch. Im nächsten Aufzuge zeigt sich Spinelli als Melodiker, der sich zwar um die Ursprünglichkeit seiner Erfindung keine quälenden Zweifel bereitet, aber in einer arigen Stelle der Maria die Echtheit einer tief empfindenden Individualität ausleuchten läßt. Dieser kurze keusche Gesang einer vom eigenen Kinde tiefgekränkten Mutter, und das Vorspiel zum 3. Akte, welches, mit obligater Mandoline, eine vortreffliche thematische Arbeit darbietet, lassen uns Spinelli immerhin ein wenig höher einschätzen, als viele aus dem Neuadel der italienischen Opernmodernen.

Die Darstellung stand mit einer einzigen Ausnahme auf einem künstlerisch ernsthafteren Niveau als im Westen-Theater. Fräulein Reinl (Maria) besitzt zwar die fast beleidigende Tonwucht der Frau Moran-Olden nicht, aber sie übertrifft diese an musikalischer Vornehmheit, an Reichthum diskreter Ausdrucksmittel und vor allem an Illusionsmacht der äußeren Erscheinung. Die früher erwähnte Canillene sang Fräulein Reinl mit ergreifender Behemuth. Ihre Tochter Sefella verlangt zwar ausgiebigeren Stimmklang, als ihn Fräulein Dietrich besitzt, aber der dramatische Inhalt dieser gliederlosen Figur läßt sich auch mit einer Soubrettenstimme ausschöpfen. Erstaunlich echt in Ton, Kleidung und Gehaben war Herr Sommer als pittoresk verlotterter Sohn der Maria Luigino. Nur Herr Bult, welcher den Verräther Cicillo durch eine Art peinlicher Salon-Italiener-Eleganz und unmatirlicher Deklamationsumständlichkeit wider Willen zur lächerlichsten Karrikatur machte, unterlag im Vergleiche mit seinem Vorgänger im Westen-Theater. —

Aus der Vorzeit.

— Bei Cannatello in der Provinz Sirgenti, dem alten Agrigent auf Sizilien, hat Professor G. E. Rizzo nach einer Mittheilung im „Bullet. di pal. ital.“ eine wichtige Entdeckung aus prähistorischer Zeit gemacht, die geeignet scheint, auf die Kultur Siziliens vor der Einwanderung der Griechen unter den Sicularen und Sicanern ein helleres Licht zu werfen. Während die bisher gemachten Funde ausschließlich Nekropolen oder Einzelgräber aus dieser Periode betrafen, hat Prof. Rizzo eine Anzahl Wohnhäuser entdeckt, die ohne Zweifel ehemals eine zusammenhängende Ortschaft bildeten. Leider hat der Einspruch des betreffenden Grundbesizers die Fortsetzung der begonnenen Ausgrabungen verhindert, so daß die Untersuchung nicht abgeschlossen werden konnte, und mancher Zweifel noch ungelöst geblieben ist. Die Anzahl der freigelegten Gebäude beträgt etwa acht oder wenig mehr; wie viel sich noch auf dem undurchforschten Gebiet befinden, läßt sich auch durch Schätzung nicht annähernd bestimmen. Die Form der einzelnen Stätten ist rund, ihr Umfang gering, ihr Durchmesser nicht größer als drei Meter. Die Gegenstände, die sich darin gefunden haben, sind außer Knochen von Menschen und Thieren thönerne Gefäße und Waffen aus Bronze. Von den ersteren ist am merkwürdigsten eine große dickbauchige Urne mit acht Henkeln an der Mitte der Außenseite, die vielleicht dazu dienen mochten, das Gefäß an Stricken aufzuhängen. Die Form ist bisher noch unbekannt. Andere Gefäße ähneln in Form und Material den im archäologischen Museum zu Syrakus befindlichen, aus Nekropolen stammenden Funden. Die Waffen bestehen aus Schwertern, Dolchen, Lanzenspitzen und Beilen aus Bronze. Unter den Dolchen befindet sich einer, der noch ungebraucht und sogar noch nicht völlig fertig ist. Die Folgerung, die Prof. Rizzo daraus zieht, daß das Haus, worin dieser Dolch gefunden wurde, als die Wohn- und Werkstätte eines alten Waffenschmiedes anzusehen sei, dürfte allerdings etwas zu weit gehen. Im allgemeinen zeigen die Gegenstände viel Aehnlichkeit mit den Funden der sogenannten mykenischen Zeit; doch fehlt es auch nicht an einzelnen Abweichungen und Besonderheiten. Als die Zeit ihrer Herstellung dürfte die Mitte oder das Ende der älteren Bronzeperiode zu betrachten sein. —

Aus dem Thierleben.

— Ueber den Flug der Brieftaube hat Professor Ziegler in Freiburg i. Br. neue Untersuchungen angestellt. Er berichtet darüber in den „Zool. Jahrbüchern“: Für große Entfernungen, 100 bis 600 Kilometer, überschreitet die Fluggeschwindigkeit nicht 1100 bis 1500 Meter per Minute. Allerdings kann ein günstiger Wind die Zahl bis auf 1600 Meter, ja in sehr seltenen Fällen bis auf 1650 Meter bringen; dagegen wirkt konträrer Wind hemmend auf den Flug ein, so daß die Geschwindigkeit bis auf 500 bis 800 Meter per Minute sinken kann. Auch wird durch unsicheres Wetter,

Regen, Nebel, tiefgehende Wolken, die Geschwindigkeit ungünstig beeinflusst, indem dem Thier dann die Orientierung erschwert wird. Die Briesstaube erhebt sich niemals in größere Höhen, kann also die große Schnelligkeit der in Höhe von 2000 Metern und darüber wehenden Winde nicht ausnützen. Meist fliegt sie in einer Höhe von 1000 bis 1300 Metern, manchmal, besonders bei konträren Winden, nimmt sie ihren Flug sehr niedrig. —

Astronomisches.

t. Ob der Mond eine Atmosphäre besitzt, will nach einer Mittheilung im „Bulletin astronomique“ der Astronom Ceraski durch ein neues Verfahren zu ermitteln suchen. Er ist auf diesen Gedanken durch die Thatsache hingeführt worden, daß man jetzt mittels der Photographie im Stande ist, den Zustand der Sonnenoberfläche bis in seine Einzelheiten hinein zu beobachten. Wenn nun während einer partiellen Sonnenfinsterniß der Mondrand sich mit seinen Unebenheiten auf dem Sonnenkörper abzeichnet, so müßten sich, so meint Ceraski, die Spuren einer Atmosphäre, falls eine solche den Mondkörper umgibt oder wenigstens in seinen Vertiefungen vorhanden ist, durch die Erscheinung einer Absorption oder Brechung des Sonnenlichtes an den betreffenden Stellen verrathen. Dieser Vorschlag verdient sicher eine Berücksichtigung, die ihm wohl auch bei der nächsten Gelegenheit einer partiellen Sonnenfinsterniß zu Theil werden wird. Wie uns die totalen Sonnenfinsternisse Aufklärung über die Atmosphäre der Sonne selbst bringen, so könnten uns also partielle Versinnerungen der Sonne von einer Atmosphäre des Mondes Nachricht geben. —

Bergbau.

io. Ueber die Produktion nutzbarer Mineralien in Großbritannien erfahren wir durch ein soeben ausgegebenes Blaibuch der Regierung interessante Angaben, die auch abgesehen von dem rein statistischen Material manches Bemerkenswerthe enthalten. Es ist darin die Gewinnung nutzbarer Mineralien aus Bergwerken, Steinbrüchen und Soolen berücksichtigt. Die Gesamtausbeute an Kohle betrug 1896 195 361 260 Tons, also beinahe vier Milliarden Zentner, davon wurden etwa 200 000 Zentner in offenen Brüchen gewonnen, das übrige in Bergwerken. Die Mächtigkeit der Kohlenflöße wechselt in England zwischen 11 bis 12 Zoll und 30 Fuß, nur die Flöße von der sogenannten Kannel-Kohle, in Schottland, der besten britischen Steinkohle, werden noch bei 6 Zoll Dicke abgebaut. Kobalt und Nickel werden nur in dem Bezirke Flintshire gewonnen; dieser Bergbau hat lange Jahre brach gelegen und wurde erst kürzlich wieder aufgenommen. Diese Metalle finden sich in unregelmäßigen Hohlräumen im Kohlenkalkstein, welche mit rothem Thon ausgefüllt sind. Der Kupferbergbau in England nimmt rasch an Bedeutung ab. Im Jahre 1863 wurden 4 200 000 Zentner Kupfer erzeugt, im Jahre 1896 nur noch 18 336 Zentner. Ein Ansturm ist die Gewinnung von Feuerstein bei dem Orte Brandon in der Grafschaft Suffolk. Dieser Bergbau, der auf eine ziemlich primitive Art betrieben wird, deckt den immer geringer werdenden Bedarf an Flintsteinen, welche für den Gebrauch der wilden Völker zum Feuer schlagen nach Afrika, Amerika und Australien exportirt werden. Gold ist in Britannien verhältnißmäßig wenig zu holen, jedoch haben die Erzadern in Nord-Wales von Zeit zu Zeit nicht unbedeutende Mengen goldhaltigen Quarzes geliefert. Die fünf Minen in Merionethshire brachten 1896 55 200 Zentner Erz, voraus 1352 1/2 Unzen Gold im Werthe von 100 700 M. gewonnen wurden. 1895 war der Ertrag bedeutender. Eisen wird am meisten in den Gebieten von Cleveland und im nördlichen Yorkshires ausgebeutet, hier allein über 100 Millionen Zentner jährlich, dazu kommt in Cumberland und im nördlichen Lancashire eine Produktion von über 40 Millionen Zentner. Das Cleveland-Erz ist erdig und kohlenreich und enthält nur etwa 30 pCt. Metall, während das rothe Erz der beiden anderen Grafschaften 50 bis 60 pCt. Eisen giebt. Aus sämtlichen englischen Minen wurde im letzten Jahre eine Menge von 250 Millionen Zentnern Eisenerz erhalten. —

Technisches.

— Von der neuen Rheinbrücke bei Bonn. Die Arbeiten an dem mittleren Bogen der Rheinbrücke, der bei 184 Meter Breite zur Zeit der größte in Deutschland ist, sind vollendet. Mit Spannung sah man dem Resultat entgegen, welches das Niederlassen der ungeheueren Eisenlast von 1 700 000 Kilogramm auf die Brückenpfeiler ergeben würde. Das ist nunmehr erfolgt und überraschend günstig ausgefallen. Die beiden Pfeiler haben nur eine feilliche Verschiebung von 3 Millimetern aufzuweisen, wodurch ihrer Bauart das beste Zeugniß ausgestellt wird. Der Bogen hat sich um 85 Millimeter in der oberen Kante gesenkt. —

— Amerikanische Dörrgemüse. Die Zeitung „San Francisco Call“ beschreibt eine neue Industrie, die in Santa Clara County betrieben wird, das Dörren von Gemüse. Zunächst handelt es sich hauptsächlich um Kartoffeln, gelbe Rüben und Zwiebeln. Die verschiedenen Knollenfrüchte werden gereinigt, geschält und hausenweise in weite Behälter geschüttet, in denen sie von Messerklingen, die sich in fortwährender Drehung befinden, geschnitten werden. Dann werden sie in einem chemischen Zimmer mit Vorsicht angeschwefelt, um sie gegen Bakterienbildung zu schützen und ihnen ihre Farbe zu erhalten. Das Dörren geschieht nicht an der Sonne,

sondern im Innern eines Backsteinofens mit Glashitoren, in den die Hitze durch eiserne Röhren geleitet wird. In diesem steinernen geheizten Häuschen dreht sich ein Rad, in der Art eines russischen Karussells, also mit eingehängten offenen Wägelchen, die das geschnittene Gemüse enthalten, mehrere Stunden hindurch hart an den eisernen Röhren vorbei. Danach werden die Wagen durch die Glashitoren herausgezogen und das Erzeugniß wird zur Verfrachtung verpackt. Zu einem Pfund Dörrkartoffeln braucht man 6—7 Pfund frische, zu einem Pfund Dörrrüben 9 Pfund frische, zu einem Pfund gedörrter Zwiebeln, die zuletzt noch an der Sonne dörren und bedeutend einschrumpfen, sind 20 Pfund frische nöthig. Am meisten empfiehlt sich solches Dörrgemüse für abgelegene unfruchtbare Bergverkebezirke, wo es auch bereits in größter Quantität seht. Mit anderen Gemüsesorten werden Versuche angestellt. Das Blatt meint, es würde wohl besser sein, die Knollen statt der Schwelung einem sterilisirenden Dampfbad auszusetzen, ehe sie getrocknet werden. —

Humoristisches.

— Vom Amtsschimmelchen. Das Amtsblatt der Wiener Zeitung veröffentlicht folgendes: „Das L. k. Kreis- als Pfehgericht in Eger hat mit dem Erkenntniß vom 6. Oktober 1897 die Weiterverbreitung der im nicht angegebene n Verlage und Druckorte erschienenen Druckchriften des Inhalts: a) „Du . . .“ bis „ . . . land“; b) „Nied . . .“ bis „ . . . uen“; c) „Haltet . . .“ bis „ . . . braus“ nach § 58, lit c St. G. (Hochverrath) verboten. — Jetzt weiß man's! Wo ist denn übrigens der Verlag dieses Herrn „Nichtangegeben“? —

— Recht hat er! Vor ein paar Tagen war es, in der Wiener Hofoper, bei der letzten Probe der „Zauberflöte“. Bei der Thierszene hatte der Inspizient einige Knaben als Löwen, Tiger, Affen u. eingeleidet und dahin instruit, daß sie auf sein entsprechendes Kommando herauszukommen hätten. Es kommt also das Stichwort. Der Inspizient ruft hinter der Koulisse: „Löw' heraus!“ Der Bub geht nicht. Unwirsch fragt er: „Ja, warum kommst Du denn nicht heraus, Löw'?“ Da antwortet der Knabe schüchtern: „Ich heiße doch nicht Löw, sondern Löwy.“ —

Bemischtes vom Tage.

— Die Sitte, die Buchstaben U. A. w. g. auf Einladungskarten zu setzen, dürfte in Deutschland erst zu Anfang dieses Jahrhunderts angekommen sein. Mit Beziehung auf diese neue Mode schrieb Kogebue (etwa um 1810) seinen kleinen Schwank „U. A. w. g. oder die Visitenkarten.“ —

— In Hamburg fand am Dienstag die Feier der Eröffnung des neuen Rathhauses statt. —

— Im Untersuchungsgefängniß zu Ratibor hat sich der Rittmeister Schulz, gegen den wegen verführter Erpressung gegen den Herzog von Ujest verhandelt werden sollte, mit einem Handtuch erhängt. —

— Zwei starke Erdstöße, die in der Richtung von Süd-West nach Nord-Ost verliefen, hat man am Montag Abend in Falkenstein i. B. verspürt. —

— Im Zwickauer Kohlenbezirk haben nach der „Alln. Zeitung“ der Schader Steinkohlenbau-Berein, der Forst-Steinkohlenbau-Berein und die Besitzer der Werke „Herschel's Erben“ beschlossen, den Betrieb einzustellen, „weil sie nicht in der Lage sind,“ das durch die Hochfluth am 31. Juli in die Gruben gedrungene Wasser zu beseitigen. —

— Vor 14 Tagen hat in der Hinterriß ein Vär über ein Duzend Schafe zerrissen. —

— Nach den Schätzungen der Steuerkommission hat der Fürstprimas von Ungarn das Nutzungsrecht von 94 468 Joch Feldern, die einen Werth von ca. 19 Mil. Gulden repräsentiren, ferner von einem Kapital von 4 1/2 Millionen Gulden, das jährlich 171 000 Gulden Zinsen abwirft. Das Einkommen des Kardinals beträgt täglich 1418 Gulden 18 Kreuzer. —

— In einem Café chantant zu Lüttich verbrannte eine Sängerin, deren Kleider Feuer flugen, auf offener Szene. —

— Brüssel, 25. Oktober. In einem Hause, welches an der durch den Wald von Wilers bei Namur führenden Straße steht, fand man gestern einen 86 Jahre alten Mann, dessen verwittwete 50 Jahre alte Tochter und die 24jährige Tochter der letzteren ermordet. Es liegt Raubmord vor. —

— Die Pulverexplosion in Cherburg geschah auf einem alten Küstenschutzschiff, auf das man Pulver gebracht hatte, um es zu demoliren. Durch die Explosion wurde eine Person getödtet, drei verwundet. —

— Ein Wunderkind. Im Verlaufe eines vor dem Kassationshofe in Algier verhandelten Prozesses wegen Erpressung und Fälschung stellte es sich heraus, daß dem Bürgermeister einer größeren algerischen Ortschaft als Beigeordneter der eigene Sohn und als Bürgermeister-Sekretär der eigene neunjährige Enkel zur Seite stehen. Der hoffnungsvolle „junge“ Beamte bezieht ein Gehalt von 1800 Franken jährlich. —

— In Vibia-Ghat, einem Vororte von Batu, ist abermals eine Naphthaquelle in Brand gerathen. —